

Der Begriff der Forschungsbibliothek, ursprünglich geprägt zur Beschreibung einer sehr besonderen Form der geisteswissenschaftlichen Arbeitsumgebung, bedarf unter den Handlungsbedingungen der vernetzten digital-analogen Welt einer Neubestimmung. Diese wird im folgenden Beitrag anhand von fünf Thesen versucht, die eine weitgehend formale und zugleich empirisch gehaltvolle Bestimmung dieses Bibliothekstyps anstreben. Damit soll zum einen dem aktuell inflationären Gebrauch des Begriffs Einhalt geboten werden. Zum anderen soll gezeigt werden, dass die so verstandene Forschungsbibliothek ein langfristiges und ressourcenintensives Leistungsprogramm darstellt, auf das man sich nicht leichtfertig einlassen sollte.

The term ›research library‹, originally coined to describe a very particular form of work environment for researchers in the humanities, requires redefining under the conditions of the interconnected digital as well as analog world. The following article will attempt to reconceptualize the research library on the basis of five propositions, striving for a largely formal definition which at the same time has empirical substance. On the one hand, this is to put a stop to the currently excessive use of the term. On the other hand, this is to show that according to this new definition the research library represents a set of services that carry with it a long-term and resource-intensive commitment, something with which one should not get involved thoughtlessly.

KLAUS CEYNOWA

Research Library Reloaded?

Überlegungen zur Zukunft der geisteswissenschaftlichen Forschungsbibliothek

»Sammeln ist ein strategisches und gestaltendes Vorgehen, kein bloß rezeptives und entsorgendes.«
(Walter Grasskamp)

Forschungsbibliothek« ist nächst »Open Data« sicherlich der am inflationärsten verwendete Begriff im deutschen Bibliothekswesen. Er suggeriert eine besondere Nähe zur Forschung, scheint er doch nahezulegen, dass die Bibliothek selbst eine forschende Institution ist. Und damit eben selber »Wissenschaft« statt nur eine schnöde Informationsinfrastruktur, die Dienste für die Wissenschaftler zu leisten hat. Auf jeden Fall aber dient der Begriff der Vergewisserung, dass derartige Dienste nicht von der Bibliothek nach eigenem Gutdünken entwickelt und angeboten werden, sondern ausschließlich getriggert durch Wissenschaft und Forschung selbst. In dieser Form ist die erfolgreiche Selbstadressierung als Forschungsbibliothek zwingend, um im Ringen um Drittmittel überhaupt antreten zu dürfen. Der leitende Impetus beispielsweise der Transformation der Sondersammelgebiete (SSG) der Deutschen Forschungsgemeinschaft in sogenannte Fachinformationsdienste (FID) ist genau hier zu verorten: »Im Unterschied zu den SSG verlangt das Förderprogramm von den antragstellenden Bibliotheken eine intensive und systematische Rückkopplung der Informationsangebote mit den nutzenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern.«¹

Bibliothekstypologische Bemühungen

Die Suche nach einer klaren und konkludenten Formulierung der Merkmale, die den Begriff der Forschungsbibliothek bestimmen, gestaltet sich indes schwierig. Fast scheint es, dass er als bloßes Synonym für »wis-

senchaftlich« gebraucht wird, so dass sich jede wissenschaftliche Bibliothek auch als Forschungsbibliothek bezeichnen darf. Das ist schön für die wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands, aber gar nicht gut für den Begriff »Forschungsbibliothek«, der damit ziemlich inhaltsarm dasteht. Dabei hatte seine Karriere durchaus vielversprechend begonnen.

Bernhard Fabian hatte 1983 in seiner epochenmachenden und auch heute noch unbedingt lesenswerten Studie »Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung« den Begriff anhand zweier grundlegender Merkmale umrissen. In den Geisteswissenschaften seien – im Unterschied zu den Naturwissenschaften – Bücher und Quellen, generell »Texte« als Dokumente der geistig-kulturellen Tradition die primären Forschungsgegenstände. Die Bibliothek ist daher, so Fabian, für den Geisteswissenschaftler zwar ebenso wie für den Naturwissenschaftler ein Repositorium von Forschungsergebnissen, aber sie ist zugleich das, was für den Naturwissenschaftler das Labor ist: primäres Arbeitsinstrument und Arbeitsstätte. Die geisteswissenschaftliche Bibliothek ist nach Fabian »ebenfalls ein Aufbewahrungsort von Forschungsergebnissen, aber sie ist zugleich mehr: ein Reservoir, das die primären Quellen der Forschung enthält. In ihr verbindet sich das Repositorium der wissenschaftlichen Literatur mit den eigentlichen wissenschaftlichen Arbeitsmaterialien zu einer Einheit. Infolgedessen ist die Bibliothek nicht nur Literatursammlung, sondern auch Arbeitsstätte. Sie ist [...] Speicher und Werkstatt in einem.«²

Diese Argumentation impliziert, dass eine Forschungsbibliothek per definitionem eine *geisteswissenschaftliche* Forschungsbibliothek ist, da nur der Geisteswissenschaftler die Bibliothek zwingend als Arbeitsstätte und

Arbeitsinstrument im beschriebenen Sinne benötigt. Das Arbeiten an Texten ist die Voraussetzung der Generierung geisteswissenschaftlicher Erkenntnis, die sich wiederum textuell gestaltet. So entsteht die von Elmar Mittler hervorgehobene Einheit von Forschung und Bibliothek: »Bibliothek wird Forschung, Forschung wird Bibliothek«.³

Das zweite Merkmal der so verstandenen Forschungsbibliothek ergibt sich für Fabian aus der spezifischen Natur des geisteswissenschaftlichen Arbeitsprozesses: »Als geisteswissenschaftliches Laboratorium muss die Forschungsbibliothek auf den prekären Charakter des Forschungsprozesses abgestellt sein. Sie muss dem Forscher erlauben, seinen spontanen Einfall mit größtmöglicher Effizienz am empirischen Material zu überprüfen. Sie muss ihn zudem in die Lage versetzen, eine Fragestellung durch die Primär- und Sekundärliteratur verfolgen zu können – gleichviel wohin der Weg führt.«⁴ Fabian ist sehr bewusst, dass damit die Bereitschaft zur Übernahme einer langfristigen und nicht delegierbaren Ressourcenlast angesprochen ist: »Die Ausrichtung auf den Eventualfall, der in der Forschung der Normalfall ist, unterscheidet die Forschungsbibliothek von der gewöhnlichen wissenschaftlichen Bibliothek. Der Literaturbedarf ist in Qualität und Quantität nicht vorhersehbar ...«.⁵ Die Forschungsbibliothek ist damit im Idealfall als eine sowohl in ihrer Breite wie in ihrer Tiefe äußerst anspruchsvoll ausgelegte Literatursammlung zu denken – eben als ein exzellent ausgestattetes »Labor«.

Michael Knoche hat in seinem oft zitierten, 1993 veröffentlichten Beitrag »Die Forschungsbibliothek. Umrisse eines in Deutschland neuen Bibliothekstyps« auf der Grundlage der Überlegungen Fabians versucht, die Forschungsbibliothek als einen von Universal-, Hochschul-, Landes- und Spezialbibliotheken klar unterscheidbaren Bibliothekstypus zu etablieren. Rückblickend betrachtet, erscheint Knoches Vorgehen jedoch nicht wirklich überzeugend. De facto gewinnt er die Merkmale, die eine Forschungsbibliothek auszeichnen sollen, aus der empirischen Betrachtung der Strukturen der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar, deren Leiter er bis 2016 war, und der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Liste der so gewonnenen Merkmale umfasst folgende, für diese zwei Einrichtungen charakteristischen Eigenschaften: Institutionelle Unabhängigkeit, eine gewisse Bestandsbreite, ein Reservoir an historischen Beständen, die systematische Präsenzaufstellung, eine konsequente restauratorische Bestandspflege, Erforschung der eigenen Sammlungen (zum Beispiel durch die Ansiedlung geisteswissenschaftlicher Editionsprojekte), die Durchführung von Veranstaltungen, Tagungen und Ausstellungen, und vor allem die bevorrechtigte und privilegierte Nutzung durch die fachlich spezialisierte, wissenschaftliche Klientel.⁶ Da nun andere Bibliothekstypen nicht alle diese Kriterien

aufweisen (dafür aber andere), oder zwar sämtliche dieser Kriterien auf sich vereinen, aber darüber hinaus noch weitergehende Merkmale zeigen, sieht Knoche in dem von ihm zusammengestellten Merkmalsset das differenzierende Charakteristikum eines »eigenen Bibliothekstyps«, eben der geisteswissenschaftlichen Forschungsbibliothek.⁷

Man kann so vorgehen, aber konkludent oder gar zwingend ist es nicht. Knoche differenziert die von ihm benannten Kriterien nicht nach notwendigen und nach hinreichenden Merkmalen, so dass grundsätzlich jedes einzelne Merkmal, für sich betrachtet, fehlen oder auch durch ein anderes ersetzt werden könnte, ohne dass die so charakterisierte Einrichtung dadurch aufhören würde, eine Forschungsbibliothek zu sein. Zudem könnte man mit gleichem Recht, wie Knoche es für die Herzogin Anna Amalia Bibliothek tut, jede andere Bibliothek, deren Profil in signifikanter Form von dem einer Standard-Hochschulbibliothek abweicht, in ihren Merkmalen beschreiben, sich hierzu passende Referenzeinrichtungen suchen und daraus dann einen neuen Bibliothekstypus konstruieren. Die Unsicherheiten und Unklarheiten der Knocheschen Bibliothekstypologie sind sicherlich ein Grund dafür, dass die bibliothekarische Diskussion in seiner Nachfolge mit dem Begriff der Forschungsbibliothek nichts Rechtes mehr anzufangen wusste,⁸ mit der Folge, dass wir es heute mit wenig mehr als einem »Ehrentitel« zu tun haben, den sich nahezu jeder unwidersprochen zuerkennen darf.

Forschungsbibliothek als Nachhaltigkeitsversprechen

Dennoch wird man die Überlegungen Fabians und Knoches nicht als überholt in die Bibliothekshistorie verabschieden wollen. Befreit man sie von ihrem bibliothekstypologischen Anspruch, tritt ihr heute mehr denn je relevanter und aktueller Kern hervor: Eine geisteswissenschaftliche Forschungsbibliothek ist demnach nichts anderes als ein sehr dezidiertes *Nachhaltigkeitsversprechen* gegenüber dem *forschenden* Nutzer. Eine Institution, die sich als Forschungsbibliothek begreift, gibt ihren Nutzern die ebenso einfache wie in ihren Konsequenzen hochambitionierte Zusicherung: Ich biete Dir eine langfristig verfügbare und permanent ausgebaute Arbeitsumgebung, die dein *exploratives* Forschen umfassend trägt – wohin Dich dieser Forschungsprozess auch immer führen mag.

Für eine so verstandene Forschungsbibliothek ist es gleichgültig, ob sie diesen Anspruch nun für alle oder nur für ausgewählte Fächer der Geisteswissenschaften erhebt, ob sie alle geistes- und kulturgeschichtlichen Epochen abdeckt oder nur einige, und vor allem: ob sie die Grenze zwischen dem »rezeptiven« Lernenden und dem »kreativen« Forschenden ein paar Semester früher oder später zieht (ohnehin wirkt das in nahezu allen Beiträgen zum Thema immer wieder bemühte Gerede vom akademischen Reifegrad, der eine privilegierte oder be-

vorrechtigte Nutzung begründen soll, heute doch etwas verpöcht elitäristisch). Dort aber, wo sie den Anspruch erhebt, nicht nur »irgendwie« Bibliothek zu sein, sondern eben Forschungsbibliothek, hat sie Bedingungen zu genügen, die alles andere als trivial sind.

Diese Bedingungen können – hat man sich einmal von der Fixierung auf eine bestimmte Bibliothekstypologie befreit – in Gestalt einiger weitgehend formaler und zugleich empirisch gehaltvoller Thesen formuliert werden, die zusammen das »Programm« einer modernen geisteswissenschaftlichen Forschungsbibliothek umreißen. Dieses Programm, das im Folgenden zumindest skizzenhaft im Sinne einer Anregung zur weiteren Diskussion entfaltet werden soll, zeigt zugleich deutlich, dass seine Umsetzung eine nicht zu unterschätzende »Zumutung« für jede Institution darstellt, die Forschungsbibliothek sein will.

Fünf Thesen: die geisteswissenschaftliche Forschungsbibliothek als Programm

Zunächst ist mit aller Klarheit festzuhalten: *Der Forschungsbibliothek ist die Materialität ihrer Sammlungsobjekte gleichgültig* (These 1). Im Zuge der digitalen Transformation verlieren – gerade auch in den Geisteswissenschaften – sowohl der »Text« wie auch das »Buch« ihre privilegierte Rolle als *alleiniger* Bezugspunkt der Forschungsbibliothek. Diese kann damit »ideologisch« auch nicht mehr als Bollwerk gegen vermeintliche Verwerfungen der Buch- und Lesekultur durch empfundene digitale Bedrohungen konzipiert werden. Die Sammlungen der Forschungsbibliothek umfassen selbstverständlich Inhalte beliebiger Materialität: digitale und analoge, elektronische und gedruckte, textuelle und multimediale, statische und dynamische Informationsressourcen. Die Trägermedien, in denen das Leben des Geistes überhaupt erst tradierbar wird, sind der Forschungsbibliothek hingegen buchstäblich »gleichgültig«: Palmblätter, Pergament, Papier, Petabyte – als Überlieferungsform des Gedachten ist ihr alles recht.

Eine der bedeutsamsten Herausforderungen für die geisteswissenschaftliche Forschungsbibliothek liegt nicht im Digitalen »an sich«, sondern im Aufbrechen der Linearität von Wissensinhalten, die im digitalen Medium möglich wird und damit auch die traditionelle Dominanz des Textuellen in Frage stellt. Wenn ein digital publizierter wissenschaftlicher Beitrag mit Forschungs- und Bilddaten, Online-Rezensionen, Kommentar- und Annotationsfunktionen verknüpft wird, dann verschwindet tendenziell die Dominanz des Textes. Die ihn »umgebenden« Wissensinhalte rücken zusehends ins Zentrum der Veröffentlichung, während der Text selbst nur mehr einen Knoten in einem vielfältig vernetzten Informationsraum bildet. Der Text »öffnet« sich damit zugleich zu einem fluiden, sich kontinuierlich wandelnden, an vor- und nachlaufende Forschungspro-

zesse anschließbaren Wissensstrom.⁹ Die technologische Beherrschung dieser Fluidizität ist zugleich ein wesentlicher Aspekt des Innovationshandelns der geisteswissenschaftlichen Forschungsbibliothek – dazu mehr in These 5.

These 2 und These 3 ergeben sich fast zwangsläufig aus dem von Fabian hervorgehobenen explorativen Charakter des geisteswissenschaftlichen Forschungsprozesses. Die Verfolgung einer Forschungsfrage »gleichviel wohin der Weg führt« ist nur möglich, wenn die Bibliothek hinsichtlich ihrer gedruckten wie digitalen Bestände in quantitativer wie qualitativer Hinsicht derart ausgestattet ist, dass sie ihrem Nutzer einen solchen »Weg« überhaupt eröffnen, mehr noch: ihn zu einer »Grand Tour« einladen kann. *Das Sammlungshandeln der Forschungsbibliothek ist vorlaufend und exhaustiv, nicht nachlaufend und substitutiv* (These 2). Die Ausrichtung auf den »Eventualfall, der in der Forschung der Normalfall ist« (Fabian) erzwingt für die Forschungsbibliothek ein Sammeln in größtmöglicher Breite und Tiefe gemäß ihrem spezifischen Profil – ganz so wie in Zeiten des ehemaligen Sondersammelgebietprogramms. Ein bloß »auf Nachfrage« arbeitendes, auf aktuell gängige Forschungsparadigmen lediglich reagierendes oder auf das Füllen von Versorgungslücken abzielendes Erwerbshandeln dagegen kann strukturell für eine Forschungsbibliothek nicht handlungsleitend sein.

Formal bedeutet dieses Commitment zum Bereithalten einer auf explorative Forschung angelegten Sammlungsumgebung immer und unausweichlich die Übernahme einer langfristigen Ressourcenverantwortung für die Sammlungsgegenstände: Bücher werden gekauft und auf Dauer magaziniert, digitale Objekte und Datenbestände lizenziert, für den dauerhaften Zugriff gehostet und langzeitverfügbar archiviert (Stichwort Forschungsdaten), offene, frei im Netz angebotene Inhalte gespeichert, migriert und emuliert. *Die Forschungsbibliothek definiert sich über die Eignerschaft und permanente Verfügbarkeit ihrer Sammlungsobjekte* (These 3). Denn immer geht es beim Sammeln (des Gedruckten wie Digitalen) um den Besitz, das Eigentum am Sammlungsinhalt im Interesse seiner »immerwährenden« Verfügbarkeit und Abrufbarkeit in gegenwärtig oft noch gar nicht absehbaren Nutzungsszenarien. Forschungsbibliotheken kooperieren daher vorzugsweise – sei es ganz banal über Dokumentlieferdienste oder über anspruchsvolle digitale Shared Services – mit anderen Forschungsbibliotheken, die in vergleichbarer Form der Nachhaltigkeit verpflichtet sind und damit die Permanenz des gemeinsam Unternommenen zusichern können.

Damit verbieten sich auch die zurzeit so viel diskutierten Entlastungsstrategien: *Die Forschungsbibliothek ist kein Akteur der Externalisierung der Ressourcenlast des Sammelns* (These 4). Das beschriebene Nachhaltigkeitsversprechen bedeutet, monetär betrachtet, nichts anderes als die Bereitschaft zur Übernahme langfristiger

indisponibler Fixkosten. Dem entledigt man sich mancherorts gern durch den Verweis, dass im Netz doch Information und Wissen »frei« und »offen« verfügbar seien. Für den Wissenschaftler – also den »Endnutzer« der Forschungsbibliothek – soll dies auch so sein. Für die Forschungsbibliothek selbst aber ist es keineswegs so, denn selbst der geharvestete »freie« Webinhalt verursacht, wenn er in die Prozesse seiner Speicherung und Langzeitsicherung hineingezogen wird, signifikante Folgekosten. Jede Entlastungsstrategie, die sich dem mühsamen Geschäft des Sammelns entziehen möchte, unterschlägt genau dies: »there's no such thing as a free lunch«, es wird eben nur »ein anderer« in die Ressourcenverantwortung genommen.

Deutlich wird dies bei dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten System der Fachinformationsdienste, das an die Stelle des Sondersammelgebietprogramms getreten ist. Hier gilt explizit: »Für das Verständnis der Neuausrichtung der Förderung ist wesentlich, dass die Fachinformationsdienste ausdrücklich auf eine Optimierung des Zugriffs auf Informationen abzielen, [...] nicht aber vorrangig auf deren umfassende Beschaffung und Archivierung. [...] Ein funktionierendes Gesamtarchiv von Forschungsliteratur und Forschungsmaterialien [...] ist aus dieser Perspektive vielmehr eine kooperativ wahrzunehmende Aufgabe der Nationalbibliotheken und -archive oder vergleichbarer Einrichtungen nationalen Rangs rund um den Globus.«¹⁰ In dem Maße, wie eine Forschungsbibliothek genau dies ist (und ihrem Begriff nach auch zu sein hat), nämlich ein »funktionierendes Gesamtarchiv«, muss sie zwangsläufig ein weitaus stärkeres Nachhaltigkeitsversprechen abgeben, als es durch die DFG-Fachinformationsdienste gedeckt werden kann.

Als ähnlich problematisch erweist sich das Konzept eines sogenannten »kollektiven Bestandsmanagements«, das insbesondere durch die Anfang 2016 erschienene OCLC-Studie »Strength in Numbers: The Research Libraries UK Collective Collection« entwickelt wurde und gegenwärtig auch in Deutschland intensiv diskutiert wird.¹¹ Die Kernidee hierbei ist, dass sich – in nationalem Maßstab – ausgewählte leistungs- und sammlungsstarke Bibliotheken verpflichten, ihren Bestand auf unabsehbare Zukunft zu halten, so dass alle anderen Bibliotheken ihre zu diesen Referenzeinrichtungen dubletten Bestände entsorgen können. Den in die Archivierungspflicht genommenen Einrichtungen wird so eine Maximalverantwortung aufgebürdet, während alle nicht in der dauerhaften Bewahrungs- und Bereitstellungspflicht stehenden Bibliotheken sich im Gegenzug umstandslos und endgültig von ihren Beständen entlasten können – meist mit dem Ziel, den so gewonnenen Platz in »Lernräume« umzuwidmen. Sollten sich derartige Szenarien künftig durchsetzen, werden angesichts nationaler Aussonderungsprogramme Forschungsbibliotheken nahezu zwangsläufig in die Rolle eines »last

resort« gedrängt. Wie weit sie diese Rolle überhaupt wahrnehmen können und wollen, ist offen: ihre Zielgruppe ist ja nicht die bibliothekarische, sondern die wissenschaftliche Community.

Für die geisteswissenschaftliche Forschungsbibliothek ist *Innovation*, und zwar primär technologische Innovation, essentiell. Ihre Sammlungsbestände – gleichgültig welcher Materialität – sind das eine, oft hochspezifische Dienste, mit denen der Wissenschaftler insbesondere digitale Inhalte und Daten für sich »arbeiten lassen« kann, das andere. Hierzu zählen zum Beispiel Self-Service-Plattformen, die umfassende Korpora digitaler Volltexte für quantitative Textanalysen bereitstellen, virtuelle Forschungsumgebungen, die weltweit verteilte, digitalisierte Handschriften und Quellensammlungen an *einem* Arbeitsplatz zusammenführen, Software zur Bildähnlichkeitsanalyse, die in Sekundenschnelle Millionen illustrierter Buchseiten auswertet, oder anspruchsvolle Verfahren wie Hyperspectral-Imaging zur kunsttechnologischen Analyse mittelalterlicher Codices.

Die geisteswissenschaftliche Forschungsbibliothek ist also, wenn man sie nicht rein sammlungsbezogen, sondern ebenso sehr servicebezogen denkt, durchaus eine dezidiert technologiegetriebene Einrichtung. Als ihr Mantra kann die Formel vom »Content in Context« gelten, sei es als komfortabel ausgestatteter Arbeitsplatz vor Ort oder als anspruchsvolles Dienstportfolio zum forschenden Umgang mit der rapide wachsenden Masse digitaler Inhalte. Auf diesem Feld wird künftig die Mehrzahl der Strategie- und damit Ressourcenentscheidungen fallen, die die Zukunftsgestalt der geisteswissenschaftlichen Forschungsbibliothek bestimmen: *Die Forschungsbibliothek ist innovationsgetrieben und darin strategiegeleitet* (These 5).

Obwohl die Forschungsbibliothek strikt an den Bedürfnissen des explorativ arbeitenden Geisteswissenschaftlers ausgerichtet ist, gilt für ihr Innovationshandeln: Innovationen folgen nicht den Nutzererwartungen, sondern überholen sie und sind ihnen voraus. »If we only asked faculty and students what they wanted«, so David F. Kohl, »we would quickly end up with the best 19th century library in North America.«¹² Innovationen folgen damit (zumindest meistens) einem Top-Down-Ansatz: Nicht die Nutzer oder die Mitarbeiter, sondern die Strategie orientiert und selektiert die Ideenarbeit. Damit ergibt sich zwangsläufig ein neuer, »fremder« Blick auf die eigene Institution: Strategie sagt ja immer, wo man in Zukunft stehen will, aber jetzt eben noch nicht ist. Der strategische Blick sieht das Gegenwärtige damit immer als das zu Verändernde – Innovation lässt sich geradezu als *Nichtakzeptanz des Status Quo* definieren.

Das Profil der geisteswissenschaftlichen Forschungsbibliothek ist damit, auch oder gerade wenn sie auf eine jahrhundertalte Sammlungstradition zurückblicken kann, alles andere als statisch. Vielmehr überformen

neue, von den Wissenschaftlern erst tastend akzeptierte Angebote und Dienste die vertrauten Aufgaben und Leistungen, beispielsweise wenn ein dezidiert Serviceschwerpunkt für die quantitativ arbeitenden Digital Humanities aufgebaut oder Werkzeuge für dynamisches vPublizieren entwickelt werden. Was jedoch bei aller Veränderung unverändert bleibt, ist das dem Anspruch der Forschungsbibliothek inhärente Nachhaltigkeitsversprechen: dieses gilt für den »Content« ebenso wie für die Dienste, die ihn »kontextualisieren«.

Fazit: Die Forschungsbibliothek als »Zumutung«

Die vorstehenden Ausführungen zeigen, dass man sich das Label »Forschungsbibliothek« nicht leichtfertig anheften sollte. Wenn man es nicht lediglich als Marketingbegriff im Konkurrenzkampf um Drittmittel einsetzt, sondern ernsthaft als Selbstbeschreibung des eigenen Leistungsprofils verwendet und damit eine entsprechende Erwartungshaltung der geisteswissenschaftlichen Forschung weckt, erweist es sich im Kern als »Signal« zur Übernahme einer auf lange Zeiträume berechneten Ressourcenverantwortung und damit als ein sehr starkes Leistungsversprechen.

Für die Forschungsbibliothek kommt, wie gezeigt wurde, dem Besitz an Wissensgütern ein hoher Stellenwert zu. Die dauerhafte Verfügungsgewalt über die Informationsressourcen ist die entscheidende Voraussetzung nicht nur zur Gewährleistung der von Fabian beschriebenen explorativen Arbeitsumgebung, sondern auch für die Dienste und Services, die der Kontextualisierung der vorgehaltenen Inhalte dienen. Die personelle und finanzielle Ressourcenlast des Sammelns wird dabei im Digitalen sogar noch potenziert, denn schon die Gesamtkosten aller unter dem Begriff der »Data Curation« zu subsumierenden Maßnahmen übersteigen die Kosten der Magazinierung und Erhaltung gedruckter Bestände oft um ein Vielfaches.

Zudem werden gerade im Digitalen neue Wissenskreisläufe getriggert, denen sich das Nachhaltigkeitsversprechen der Forschungsbibliothek zu stellen hat: Der Zugriff auf digitale Inhalte in Form ihrer Durchdringung mit Kommentaren, Annotationen, Verlinkungen, Anreicherungen und Neukontextualisierungen, deren Manifestationen wiederum Teil des Sammlungs geschehens werden, setzt immer die dauerhafte und verlässliche Verfügungsgewalt über diese Inhalte voraus. Insgesamt erweist sich das Konzept der geisteswissenschaftlichen Forschungsbibliothek, indem es dieses Nachhaltigkeitsversprechen einfordert, als eine »Zumutung«, die nicht selbstentlastend externalisiert werden kann. Zugleich aber ist die Forschungsbibliothek, indem sie den Denkweg des Geisteswissenschaftlers, »gleichviel wohin er führt«, immer wieder anzutreiben vermag, eine sehr lebendige und zukunfts offene Institution. Die Forschungsbibliothek ist nicht Teil der »Tradierungsbranche«¹³, sondern des lebendigen Kultur- und Geis-

teslebens. Dies mag ein kleiner Trost für diejenigen sein, die sich der Zumutung »Forschungsbibliothek« stellen wollen.

Anmerkungen

- 1 Von den Sondersammelgebieten zu den Fachinformationsdiensten: Zwischenbilanz der Umstrukturierung der Förderung. Bonn: Deutsche Forschungsgemeinschaft 2016, S. 3.
- 2 Bernhard Fabian: Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung. Zu Problemen der Literaturversorgung und der Literaturproduktion in der Bundesrepublik Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1983, S. 28.
- 3 Vgl. Elmar Mittler: Verteilte digitale Forschungsbibliothek – ein neues Paradigma für das Verhältnis von Bibliothek und Forschung? In: Bibliothek und Wissenschaft 30 (1997), S. 141–149, hier S. 147.
- 4 Fabian, a. a. O., S. 34.
- 5 Ebd.
- 6 Michael Knoche: Die Forschungsbibliothek. Umriss eines in Deutschland neuen Bibliothekstyps. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 17 (1993), S. 291–300, hier S. 294.
- 7 Knoche, a. a. O., S. 295.
- 8 Auch der jüngste bibliothekstypologische Beitrag beschränkt sich auf die Variation einiger Merkmale: Haike Meinhardt: Brauchen wir die Renaissance der Forschungsbibliothek. Ein Beitrag zu einer bibliothekstypologischen Diskussion. In: Buch und Bibliothek 61 (2009), S. 816–820.
- 9 Vgl. Klaus Ceynowa: Der Text ist tot – es lebe das Wissen! In: Hohe Luft. Philosophie-Zeitschrift, Heft 1 (2014), S. 52–57.
- 10 Christoph Kümmel, Peter Strohschneider: Ende der Sammlung? Die Umstrukturierung der Sondersammelgebiete der Deutschen Forschungsgemeinschaft. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 61 (2014), S. 120–129, hier S. 125 und 127.
- 11 Constance Malpas, Brian F. Lavoie: Strength in numbers. The Research Libraries UK (RLUK) collective collection. Dublin, Ohio: OCLC Research 2016.
- 12 David F. Kohl: Is Steve Jobs a role model for librarians? In: The Journal of Academic Librarianship 36 (2010), S. 191.
- 13 Walter Grasskamp: Das Kunstmuseum. Eine erfolgreiche Fehlkonstruktion. München: Beck 2016, S. 123.



Der Verfasser

Dr. Klaus Ceynowa, Generaldirektor,
Bayerische Staatsbibliothek, Ludwigstraße 16,
80539 München, Telefon 089 28638-2201,
ceynowa@bsb-muenchen.de

Foto: BSB / H.-R. Schulz